so noch unter 60 Jahren sein, in die Clöster aufzunemmen verboten, vor das 2te denen Jenigen Priestern, Pfarrherrn, so nicht ordensleuth, oder auff den Stifftern Canonicaten sich Ehelich zu verheyrathen; 3. Jedem Mannßpersohnen 2 Weiber zu heyrathen erlaubt sein: dabei doch alle und Jede Mannßpersohn ernstlich erinnert, auch auf den Canzeln öffters ermanth werden sollen, Sich dergestalten hierinnen zu verhalten und vorzusehen, daß er sich völlig und gebürender Discretion und versorg befleißte, damit er als ein Ehelicher Mann, der ihme 2 Weiber zu nemmen getraut, beede Ehefrauen nicht allein nothwendig versorge, sondern auch unter Ihnen allen Unwillen verhüette."

Anti-Krinolinen-Verein. „Hiermit verpflichte ich mich, alles zu thun, was in meiner Macht steht, das Krinolinen-Tragen zu verhindern." Daß ist die Formel, welche für die Aufnahme in einen Anti-Krinolinen-Verein vorgeschrieben ist, der von der unter dem Pseudonym von „John Strange Winter" bekannten englischen Novellistin Mrs. Stannard begründet werden soll. Dieselbe erläßt zu diesem Zwecke in den londoner Blättern einen Aufruf, in welchem sie weiter ausführt: „Es ist schlimm genug, daß die Frauen nicht die Moden erfinden und nicht die Macht haben sollen, zu sagen, was sie tragen wollen, sondern daß, wie wohlbekannt, solche Dinge von einer kleinen Clique von Männern bestimmt werden. Indessen es sieht doch in der Macht aller Frauen, sich zu entschließen, was sie nicht tragen wollen." Vor kurzem schon ist ein ähnlicher Verein in einer englischen Provinzstadt ins Leben gerufen worden. Ob die betr. Damen aber fürchteten, in künftigen Tagen — oder bereits in allernächster Zeit? — sistirt dazustehen, oder von vornherein die Machtlosigkeit ihres Unterfangens einsahen, darüber verlautet nichts. Jedenfalls scheint diese Vereinigung es nicht weit gebracht zu haben. Es dürfte aber interessant — und auch von gar wesentlicher Bedeutung — sein, ob „John Strange Winter" und fast die gesammte Frauen- und Männerwelt, sowie ein klein wenig Vernunft oder oder „Monsieur" Worth und seine „Clique" von Mode-Tyrannen in dieser Angelegenheit den Sieg davontragen werden. Es hat ja lange genug geheißen: „Sie kommt"; wir sind „ihrer" Umrisse ja auch schon in verschiedenen Formen ansichtig geworden und „sie" hat sich dennoch nicht ganz zu nähern gewagt. Aber diesmal sind die Mode-Dekrete doch in so bestimmter Form gegeben, daß die Opposition dagegen nicht kräftig genug ins Werk gesetzt werden kann. Jedenfalls müßte dieselbe doch, um Erfolg zu haben, eine internationale werden, sei es nun, daß man auch anderswo Vereine zu diesem Zwecke gründet oder sich einfach demjenigen der Mrs. Stannard anschließt. Zu diesem Zwecke ist nichts weiter nöthig, als die obige Erklärung einzusenden an: „John Strange Winter", Spring House, Merton, London SW. Es sind keinerlei Unkosten mit der Zugehörigkeit des Vereins verbunden und die Begründerin verspricht, alsbald eine Liste der Mitglieder in den Zeitungen zu veröffentlichen.

Ein Arbeiterpalast in London. Das Bestreben, für die arbeitenden Klassen eine würdigere Existenz zu schaffen, tritt immer mehr zutage; es dürften daher einige Angaben über eine neue derartige Unternehmung in England, die wir der „Köln. Ztg" entnehmen, nicht ohne Interesse für den deutschen Leser sein. Auch unsere Leser in Halle, welche die vom Volkswohlverein begründeten Kost- und Logirhäuser für Arbeiter ꝛc. kennen, werden hier eine Parallele mit dem englischen Unternehmen ziehen können. Der Kostenpunkt hat immer Schwierigkeiten bereitet, und einzelne kleine Häuser zu bauen, welche rentabel sind, hat nicht recht gelingen wollen. Dagegen scheint „The Artisan's Dwelling Company" oder Gesellschaft für den Bau von Arbeiterwohnungen Glück gehabt zu haben in ihren Bestrebungen. Herr Farrant, Leiter des Baues, und Graf Rowton haben in London einen Palast aufgeführt, der nach jeder Richtung hin die höchsten Erwartungen übertrifft. Rowton House ist an der Bond-Straße im Stadtviertel Vauxhall gebaut und hat eine Front von 45 m. Es ist vier Stockwerk hoch, hat ein sehr gefälliges Aussehen und ist nur für unverheirathete Arbeiter bestimmt. Im Erdgeschoß befindet sich der Speisesaal, der genügenden Raum für 192 Personen bietet; dort befinden sich vier Küchenherde, an denen jeder Arbeiter seine Speisen sich selbst bereiten darf, und zwar kostenlos; wer nicht für sich selbst kochen will, kann seine Speisen zum Selbstkostenpreis in zubereitetem Zustande von der Anstalt beziehen; dieses Essen wird in einer besonderen Küche verabreicht. Auch ein schönes Rauchzimmer steht zur Verfügung. Der Waschraum enthält 44 Waschbecken, eine Anzahl Fußwannen, sowie Vollbäder, kaltes und warmes Wasser ist zu jeder Zeit zu haben und zwar wird alles unentgeltlich hergegeben. Schmutzige Wäsche kann ebenfalls im Hause von den Besitzern gewaschen werden, auch ist ein Raum zur Desinfektion von Kleidungsstücken vorhanden, ferner eine Barbierstube und ein Raum, wo Stiefel geputzt werden. Im ersten Stock befindet sich das Lesezimmer, 21 Meter lang und 5,5 Meter breit. Es enthält eine sehr gute Bibliothek, Schreibtische, sowie Lehnstühle; hübsche Bilder zieren die Wände. Die Schlafräume, 460 an der Zahl, sind höchst zweckmäßig eingerichtet. Mit wenigen Ausnahmen hat jeder Arbeiter ein eigenes Zimmer. Jeder Schlafraum hat ein großes Fenster, ist mit Gas versehen und wird durch Luftheizung erwärmt. Die Bettstellen sind von Eisen, die Matratzen von Roßhaaren; jeder Arbeiter erhält eine genügende Anzahl von Decken, Betttüchern und Kopfkissen. An den Wänden befindet sich eine Anzahl Haken zum Aufhängen der Kleider, außerdem ist ein verschließbarer Kasten vorhanden. Jeder Miether bezahlt für den Tag 6 Pence oder 50 Pfg. Hierfür erhält er außer dem Essen alles, während in der unmittelbaren Nachbarschaft der Arbeiter für eine elende Schlafstelle, die er mit vielen andern theilen muß, 4 Pence oder 34 Pfg. zahlen muß.

Der Segen der Ungeschicklichkeit. Aus Indien erzählen englische Blätter: Mehrere englische Offiziere waren ausgegangen, um Tiger zu jagen, mußten sich aber gegen Abend ohne Beute auf den Heimweg begeben. Da ihre Waffen sämmtlich noch geladen waren, beschlossen die Herren, sie unterwegs nach irgend einem Ziele abzuschießen, um sich nach dem verfehlten Jagdvergnügen durch solchen Wettkampf eine kleine Zerstreuung zu machen. Sie kamen an einem Felde vorüber, auf dem einige Eingeborene arbeiteten; bald darauf sahen sie am Boden einen großen irdenen Krug von der Art, wie die Hindus ihn zum Wassertragen benutzen, und da ein solches Gefäß mit wenigen Kupfermünzen dem Besitzer ersetzt werden konnte, wurde es einstimmig zur Zielscheibe erwählt. Alle Herren waren in gleicher Weise als vortreffliche Schützen berühmt. Nummer Eins begann zu schießen; seine Kugel streifte die rechte Seite des Gefäßes. Nummer Zwei schoß gerade darüber hinweg. Nummer Drei ein wenig zu sehr nach links, traf die Kugel gerade den Erdboden unter dem Kruge und bedeckte diesen mit Staub. In diesem Augenblick erhob sich in seinem Innern ein klägliches Geschrei, und als die erschrockenen Schützen näher traten, entdeckten sie darin einen unglücklichen Hindusäugling, den die arbeitende Mutter zur bessern Sicherheit vor gefährlichen Thieren im Kruge geborgen hatte, um das Kind nach beendeter Arbeit wieder hervorzuholen. Erst der letzte Schuß hatte das kleine Wesen aus seinem gesunden Schlaf erweckt. Daß das Schießen nun aufhörte und die Herren ihre bisher unerhörte Ungeschicklichkeit im Treffen dankbar priesen, ist selbstverständlich; aber es verdient noch der Erwähnung, daß das Kind der erklärte Schützling der Offiziere wurde und auf deren Kosten wie ein eigener Sohn aufs sorgsamste erzogen wird.

Censorenklugheit. Daß die Censoren sich aus mißlicher Lage oft außerordentlich ungeschickt heraushalfen, ist auch sonst bekannt. Eines der spaßhaftesten Beispiele der Art lieferte der Staatsrath Adelung als Censor unter Kaiser Paul I. von Rußland. Ein angesehener Schriftsteller hatte das Wort des Antonius zu einem Bürger: „Sei ein Römer und stirb als ein freier Mann!" citirt. — Erschrocken über diese aufrührerische Stelle änderte Adelung: „Sei ein Römer und stirb als treuer Sklave!"

Ein sehr verschuldeter Kavalier sucht einst Herrn von Laborde auf, der unter dem Minister Choiseul in Frankreich Hofbankier war, und spracht zu ihm: „Herr von Laborde, Sie werden wohl sehr erstaunt sein, daß ich, obgleich ich nicht die Ehre habe, Sie zu kennen, Sie bitte, mir hundert Louisdor zu leihen." — „Mein Herr," erwiderte der Finanzmann, „Sie werden noch viel mehr erstaunt sein, daß ich, der die Ehre hat, Sie zu kennen, sie Ihnen leihe."

Errathen. Ein Lehrjunge fragt einen Stutzer, wie viel Uhr es sei. Gigerl: „Habe meine Uhr zufällig nicht bei mir." Lehrbub: „Na, dann verlieren Sie man den Pfandschein nich."

Frauenthränen. Abu Jusuf, der gelehrte Oberrichter von Arabien, sagte einst: Die Weiber weinen ebenso leicht aus Traurigkeit wie aus Vergnügen, nur mit dem Unterschiede, daß in ersterem Falle ihre Thränen gesalzen sind wie Meeresfluth, aber im zweiten süß wie Sorbet.

Dasselbe. „Sepp, jetzt kommst zum Militär. Weißt du auch, was die erste Pflicht eines Soldaten ist?" — „O ja! Dassöll, was der Herr Pfarrer than hat." — „Ich? Ich war ja gar nicht beim Militär!" — „I muaß mi halt z'ersicht um a — Köchin umschaun."

Wissenschaft. Kunst. Litteratur.

* Der junge Goethe. Ein Bild seiner innern Entwickelung von Dr. Siegmar Schultze, Privatdozent a. d. Universität Halle. Erstes Heft: Goethe in Frankfurt. Die Einflüsse der litterarischen und religiösen Strömungen auf den werdenden Dichter und Menschen Goethe, sowie der Werth der ihm von Vater gegebenen Anregungen rücken hier zum ersten mal in ein Licht, das ihre schwerwiegende Bedeutung auch noch für die Erzeugnisse seiner Reiseperiode erkennen läßt. Wir sind überzeugt, daß dies Werk auf dem Gebiete der Goethe-Biographie Epoche machen wird und können den Verfasser zu einer solchen Erstlingsfrucht seiner akademischen Laufbahn nur beglückwünschen. N.

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 14 — Halle a. d. S., Dienstag den 17. Januar — 1893.

[8]

Unversöhnlich.

Roman von C. H. von Dedenroth.

Georg war kaum im Gasthofe zur Krone abgestiegen und hatte seinen Namen in das Fremdenbuch eingetragen, als die Kunde auch schon das Städtchen durchlief, der Mann, dessen Wahlreden so großes Aufsehen gemacht, sei in D., und als er ausging, um sich in der eleganten Restauration, die er bei der Fahrt nach dem Gasthofe bemerkt, zu erfrischen, sah er sich als Gegenstand neugieriger Blicke.

Von allen Fenstern und Hausthüren schaute man ihm nach und aus weiblichen Augen wurden die Blicke um so lebhafter, als man sah, daß er ein junger und stattlich schöner Mann war.

Das Restaurant Elbi's war ziemlich stark besucht. Hofkavaliere, Offiziere, Beamte waren das Publikum, welches um diese Zeit — es war Spätnachmittag — sich hier zusammenfand. Herbert Ellerbeck war nur für einen Moment eingetreten, um Fork, den er hier sicher zu treffen wußte, mitzutheilen, daß er die Wechselangelegenheit geordnet, er wollte sich wieder entfernen, aber das war nicht leicht. Man wollte, wie gewöhnlich, am Abend ein Spiel arrangiren, man bestürmte Herbert zuerst mit Fragen, dann mit Neckereien und Spott darüber, daß er desertirte wolle.

„Er will solid werden," rief Fork. „Da er es nicht selbst eingesteht, muß ich es verrathen. Er will sich zu entsetzlich moralischem Lebenswandel bekehren, sich kasteien. Er hat die löblichsten Vorsätze gefaßt."

„Vor allem den, mir unpassenden Spott zu verbitten," sagte Herbert in gereiztem, heftigem Tone.

Fork sprang von seinem Sitze auf. „Herr von Ellerbeck," rief er, „das ist eine Herausforderung! Ich bitte, den Ausdruck „unpassend" zu modifiziren."

„Keinen Streit!" mischte sich ein Dritter hinein. „Freunde dürfen die Worte nicht so genau nehmen."

„Ich habe nicht verletzen, sondern nur deutlich zu verstehen geben wollen, daß ich mir Spott über meine Entschlüsse verbitte," sagte Herbert, und als bei dieser Entschuldigung — es war immer ein Zurückweichen — ein spöttisches Lächeln um die Lippen des Barons zuckte, setzte er flammenden Blickes die Worte hinzu: „Ganz besonders von Ihnen, Herr v. Fork."

Wieder traten Dritte dazwischen, Fork an einer bittern Entgegnung, die ihm schon auf den Lippen schwebte, zu verhindern; Herbert verließ das Lokal und streifte im Vorbeigehen den eben eingetretenen Flemming, der noch Zeuge des Wortwechsels geworden.

„Ellerbeck war in sehr übler, gereizter Laune," sagte der Lieutenant in der Leibgarde des Fürsten, Graf Hoverden, „da darf man die Worte nicht auf die Wagschale legen."

„Er grollt mir, weil ich Geld von ihm gewonnen und es seinem Vater kein Vergnügen macht, ihm die Wechsel einzulösen," versetzte Fork, während Georg in der Nähe der Gesellschaft an einem freien Tische Platz nahm.

„Kann mir denken," sagte ein Baron Freudenau, „daß der Präsident Gift und Galle sprüht, es sind ihm bei den Wahlreden keine Schmeicheleien gesagt worden und wenn der Landtag zusammentritt, wird es noch schlimmer kommen."

„Wenn man die Landboten nicht zum Teufel jagt!" bemerkte Hoverden.

„Es heißt, Prinz Waldemar komme zur Eröffnung des Landtages zurück, gehe aber vorher nach Berlin," entgegnete Fork. „Das hat etwas zu bedeuten. Er duldet keinen Staatsstreich."

„Wenn es wahr ist, daß er in Ostende eine ernste Liaison angeknüpft hat," nahm ein anderer das Wort, „so glaube ich, daß die jetzige Regierung sich nicht mehr halten kann, aber das sind Gerüchte, die nur entstanden, weil er keinen Besuch in Kissingen gemacht. Ich weiß jedoch aus bester Quelle, daß der Präsident das Aufsehen nicht gewünscht, welches das Erscheinen des Prinzen in dem Bade, wo seine Tochter mit ihm weilte, gemacht hätte."

„Die Thorheit wird er bereuen," rief Fork, „der Fisch hat anderswo angebissen, wo die Angel wenigstens vergoldet ist. Und offen gestanden, ich glaube, es wäre ein Segen für das Land, wenn ein anderes Regiment ans Ruder käme."

„Was Teufel, Fork, stecken Sie auch die liberale Flagge auf?" fragte Hoverden.

„Wenn die Leute mit ihren Klagen recht haben, warum nicht?" antwortete der Baron. „Da hat ein gewisser Flemming Reden bei den Wahlen gehalten, die mir sehr gefallen und auf die auch unsere Hofzeitung nur mit Schimpfworten antworten kann."

„Pah — ein Advokat," rief Hoverden, „die wissen alles zu drehen. Der Bursche ist wahrscheinlich mit preußischem Gelde gespickt."

„Beschimpfen Sie nicht Personen, die Sie nicht kennen, in einem öffentlichen Lokale," rief Georg, der sich erhoben, an den Tisch tretend, „ich bin der Abgeordnete Flemming und werde von keinem bezahlt."

„Pardon!" stotterte Hoverden betroffen, — „ich wußte nicht — ich nehme dann meine Worte zurück."

Die Blicke aller hefteten sich neugierig auf den jungen Mann, dessen Namen in letzter Zeit soviel genannt worden und dessen Persönlichkeit man sich wohl anders vorgestellt. Man hätte am Tische der Kavaliere nicht so frei und ungenirt gesprochen, wenn der Fremde am Nebentische nicht den Eindruck gemacht, als könne er gesellschaftlich zu ihnen gehören. Georg hatte städtische Kleidung angelegt, sein Aeußeres hatte etwas Vornehmes.

„Freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, bin der Baron Fork," nahm dieser das Wort und bot Georg die Hand. Er schien es darauf anlegen zu wollen, seinen völligen Bruch mit Ellerbeck dadurch zu dokumentiren, daß er seine Freundschaft jemand aufdrängte, der den Präsidenten öffentlich angegriffen. Aber er verfolgte dabei noch einen andern Zweck. Prinz Waldemar kehrte zurück. Wer im Fürstenthume nicht zur Partei der Prinzessin Karoline gehörte, schwor zu der Fahne des Prinzen. Durch Annäherung an Flemming konnte Fork diesem empfohlen werden, da öffnete sich ihm vielleicht das Haus des Millionärs, dessen Tochter den Prinzen gefesselt, der Schmarotzer hatte Aussicht, sich bei allen Intriguen gegen die Pläne des Präsidenten Ellerbeck zu betheiligen.

Diese Hoffnung sollte sehr bald unerwartete Nahrung erhalten. Die Kavaliere begaben sich in das Spielzimmer, Fork blieb zurück, die neue Bekanntschaft fester zu schließen, Herbert Ellerbeck sollte es morgen erfahren, wie er dem Feinde seines Vaters entgegengekommen. Er sprach jetzt, wo die Kavaliere sich entfernt, noch bitterer über die Ellerbeck's. „Man war sehr bemüht," sagte er, „die Tochter des Präsidenten mit dem Erbprinzen zu verkuppeln. Aber der beste Beweis, daß der Prinz das Netz zerrissen hat, ist der, daß der Amerikaner Born, dessen Tochter den Prinzen gefesselt, sich in Ludwigsthal ankauft."

„Born? — ein Amerikaner?" rief Georg aufhorchend.

„Ja. In Ostende haben sie sich kennen gelernt. Born ist ein alter, gebrechlicher Mann, die schöne Tochter erbt Millionen."

„Was war dieser Born früher? Ist er von Geburt ein Deutscher?" forschte Georg und seine erwartungsvolle Erregung war so auffällig, daß sie Fork nicht entgehen konnte.

„Sie kennen den Amerikaner?" fragte er.

„Nein, aber es würde mich sehr interessiren, von ihm Näheres zu hören. Ich habe einen — einen Verwandten in Amerika, der so heißt."

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18930117030/fragment/page=0001

„Ich weiß nichts Näheres, aber ich kann Sie mit dem Agenten des Amerikaners bekannt machen. Er heißt Moore und wohnt augenblicklich in Ludwigsthal. Ich war erst heute mit ihm zusammen, dort sollte ich ihn heute abend besuchen."

„In Ludwigsthal wohnt ja wohl auch ein Bankier Elkmeyer?"

„Ja, er ist mit Moore befreundet."

Die Erregung Georg's steigerte sich aufs Höchste. Es lag nahe genug, anzunehmen, daß Elmeyer's Nachforschungen im Auftrage des Amerikaners Born durch diesen Agenten veranlaßt worden, dann aber war es sein Vater, der nach Europa zurückgekehrt!

„Ich danke Ihnen herzlich," sagte Georg und das Beben seiner Stimme, das von Erregung gerötheten Antlitz bekundeten deutlich, wie ungeheuer ihn alles interessirte, was er von dem Amerikaner gehört. „Ich bin — ich habe Geschäfte mit Herrn Elmeyer zu erledigen, da kann ich ihn befragen. Ob ich jetzt noch bei ihm vorsprechen darf? Ist Ludwigsthal sehr entfernt?"

Georg sah nach der Uhr. Es war bereits acht.

„Es geht noch ein Zug hinaus," versetzte Fork, der vor Neugierde brannte, „aber Elmeyer wird schwerlich noch Besuch annehmen, Moore dagegen freut sich über solchen, ich stelle Sie ihm vor."

Georg schwankte nicht lange. Der Gedanke war ihm zwar peinlich, einen Dritten zum Zeugen seiner Fragen bei dem Agenten zu haben, aber die Ungeduld, Gewißheit zu erhalten, war fieberhaft. Er hätte nicht eine Nacht in dieser Erregung verleben mögen.

Lewis Moore wohnte in einem Gasthofe des kleinen Badeortes, der von Sommergästen schon ziemlich leer geworden. Er zeigte sich keineswegs so besonders erfreut, Fork zu begrüßen, als dieser vorausgesetzt, er hatte ja den Verkehr mit dem Baron nur gesucht, weil dieser der Freund Ellerbeck's gewesen, die Zwecke, die er verfolgt, waren erreicht, er zeigte eine äußerst kühle, gemessene Haltung, als der Baron ihm einen Fremden zuführte, aber auch als er den Namen Flemming hörte, änderte er dieselbe nicht, obwohl er beim Nennen desselben auffällig stutzig geworden.

„Herr Flemming wünscht Näheres über Herrn Born zu erfahren," sagte Fork, „er hat einen Verwandten in Amerika, der so heißt."

„Mr. Born hat zu mir nie davon gesprochen, daß er Verwandte in Deutschland besitzt," antwortete Moore zur großen Enttäuschung Georg's in kühlem, gemessenen, zurückhaltenden Tone. „Herr Born," fuhr er, sich zu Fork wendend, fort, „liebt es nicht, der Gegenstand von Gesprächen zu sein. Ich hatte Ihnen einige vertrauliche Mittheilungen gemacht, zu weiterem bin ich nicht berechtigt."

Es lag etwas so schroff Zurückweisendes in diesen Worten und der ganzen Haltung des Agenten, daß Georg sich beschämt, beinahe verletzt fühlte. Man warf ihm direkt Zudringlichkeit vor, aber er konnte dem Baron deshalb keinen Vorwurf machen, dieser schien von dem Empfange betroffen, konsternirt.

„Ich wollte keine indiskrete Frage stellen," nahm Georg das Wort, „mich interessirte nur zu wissen, ob Herr Born hier im Fürstenthume gelebt. Herr Elmeyer wünschte mich zu sprechen, um mir eine Mittheilung zu machen. Da ich nie mit dem Bankier etwas zu thun gehabt und hörte, daß ein Agent eines Herrn Born hier sei, kombinire ich, ein Verwandter forsche nach mir. Verzeihen Sie, wenn ich mich geirrt und Sie belästigt."

Damit wollte Georg sich verabschieden, aber Moore hielt ihn zurück. „Ich kenne die Familienverhältnisse des Herrn Born nicht," versetzte er, „ich habe für ihn hier nur geschäftliche Angelegenheiten zu besorgen und da er, wie gesagt, nicht gern Gegenstand der Neugierde ist, verwahrte ich mich dagegen, Auskunft über ihn zu ertheilen. Ihre Kombination braucht aber deshalb nicht falsch zu sein. Mr. Born kann sehr wohl einen andern, z. B. Herrn Elmeyer mit Aufträgen vertraulicher Natur beehrt haben, ohne daß ich etwas davon weiß. Dann aber hätte ich doppelte Ursache, es jenem zu überlassen, Ihnen die gewünschten Notizen zu geben."

Da Georg sich hierauf verabschiedete, begleitete ihn Fork schon mit dem nächsten Zuge nach D. zurück. „Der Mann ist mir heute unverständlich," sagte er, als beide allein waren, „sonst drängte er mir seine Gesellschaft förmlich auf und prahlte eher mit seinem Millionär, als daß er den Geheimnißvollen spielte. Vielleicht will er durch Elmeyer Ihre Ansprüche prüfen lassen. Ist es ein naher Verwandter von Ihnen, den Sie in diesem Born vermuthen?"

Georg bereute es schon, mehr als ihm lieb war, von seinem Geheimniß preisgegeben zu haben. „Es war eine Thorheit, überhaupt davon zu sprechen," antwortete er. „Ich suche nach einer Erklärung für das plötzliche Interesse des Bankiers an meiner Person. Jetzt lache ich über die Idee, die mich beschlichen. Wollte ein Verwandter mich aufsuchen, so hatte er dazu offene Wege genug."

Zum großen Mißvergnügen Fork's, brach Georg das Gespräch ab und wich auch weitern Fragen aus, aber seine Neugierde war entschlossen, dem Geheimniß auf die Spur zu kommen. Das veränderte Wesen Moore's ihm gegenüber hatte in ihm den Verdacht erweckt, daß seine Gegenwart die Zurückhaltung desselben verschuldet.

Am folgenden Morgen suchte Georg den Bankier auf. Auch Elmeyer zeigte eine reservirte Haltung, die um so befremdender war, als er es doch gewesen, der Erkundigungen nach dem Doktor Flemming veranstaltet und wichtige Mittheilung verheißen. Er war jedenfalls schon davon unterrichtet, daß Georg Moore aufgesucht. „Es liegt Herrn Born sehr viel daran," sagte er fast mit denselben Worten, die Moore gebraucht, „nicht Gegenstand der Neugierde zu werden, er will ganz zurückgezogen hier leben, er ist schwer leidend. Ich vermuthe, daß er es ist, der mich hat auffordern lassen, nach dem Herrn Doktor Flemming und dessen Familie zu forschen, direkt hat er es nicht gethan. Ich vermuthe, der Name Born ist nur ein angenommener, der Herr ist wohl schwerlich ein geborener Deutscher, noch weniger glaube ich, daß er früher hier gelebt. Der Christian Born, der eine Tochter des Doktor Flemming zur Frau hatte, dessen Geschäfte ich vor seiner Auswanderung besorgte, hätte direkt an mich geschrieben, ich besaß sein Vertrauen, wir waren befreundet. Der Herr, welcher jetzt aus Amerika gekommen, und ebenfalls Born heißt, scheint mir nur eine Art Testamentsvollstrecker jenes Born zu sein, wäre er es selbst, so will er jedenfalls unerkannt bleiben. Doch wir werden darüber ja bald klar werden, wenn er eintrifft. Für jetzt habe ich nur den Auftrag, nach den Verhältnissen des Doktor Flemming zu forschen, zu erfahren, ob dessen Tochter noch am Leben, wie Sie mit dem Doktor verwandt sind."

„Ich werde Ihnen kurz darauf antworten," versetzte Georg dem bei dieser verschlagenen Erklärung das Blut schon in den Adern gekocht. „Meine arme Mutter ist todt, mein Großvater hat mir seinen Namen gegeben, damit ich nicht den eines Mannes zu führen brauche, der sie ungehört verdammt, sie durch seine Härte unverdienter Schande preisgegeben und sie gemordet. Weder mein Großvater noch ich wollen von dem etwa noch lebenden Herrn Born oder aus dem Nachlaß desselben etwas annehmen. Ersuchen Sie Ihren Auftraggeber, der selbst jetzt noch sich zu scheuen scheint, nach einer ehrenwerthen Familie zu forschen, der heimlich zu Werke geht, als fürchte er sich, Verpesteten zu nahen, er möge den Willen derer respektiren, die nicht nach ihm gesucht und er möge auch uns nicht behelligen."

Damit entfernte sich Georg, ohne den Zuruf Elmeyer's zu beachten. Der Bankier hatte nur nach der ihm gegebenen Instruktion gehandelt. Born wollte, schon um Eifersucht darüber im Zweifel zu lassen, ob er und dessen alter Feind dieselbe Person, erst dann offen hervortreten, wenn er seine Rache an diesem gekühlt, andrerseits aber dürstete er zu sehr nach Auskunft über das Schicksal Minna's, um damit zu zögern, Elmeyer's ins Vertrauen zu ziehen, ihn mit Nachforschungen nach ihr und dem Enkel des Doktors zu beauftragen. Elmeyer hätte gerne Näheres erfahren, aber wenn die schroffe Antwort Georg's auch diese Hoffnung fürs erste enttäuschte, schaute er doch mit sympathischer Bewunderung dem jungen Manne nach, dem sein Gefühl heiliger, als ein jedenfalls berechtigtes und gewiß verlockendes Interesse.

(Forts. folgt.)

Wie in Weinhausen eine Mode entstand.

Eine ernsthafte Geschichte von Alwin Römer.

„Bist du fertig, Schatz?" fragte eine tiefe, klangreiche und auch fröhliche Stimme vor der Thür.

„Noch lange nicht, Eduard!" klang es von drinnen zurück, ebenfalls klangreich, aber viel höher und nicht halb so fröhlich. Irgend ein praktischer Professor der Tonkunst hätte durch sein phänomenales Gehör vielleicht sogar feststellen können, daß Höhe und Tiefe, Frohsinn und Verdrießlichkeit der beiden klangvollen Organe in genauester Wechselwirkung zu einander standen, also daß die Klanghöhe der Innen- und die Lustigkeit der Außenstimme auf gleichem Niveau schwebten, während umgekehrt die Tontiefe der Außenseite in einem Wettbewerb zu liegen schien mit dem in die Tiefe gegangenen Frohsinn der Innenstimme.

„Es ist aber bereits acht Uhr!" tönte es wieder von außen, je eine Terz höher im Ton und tiefer in Fröhlichkeit.

„Ja doch, Eduard; ich kann aber doch nicht hexen!"

„Das stände noch zu entscheiden; mich hast du z. B. total verhext."

Drinnen bekam der Frohmuth auf einen Augenblick wieder Oberwasser. Das Mädchen lachte vergnügt auf. Das klang so glückselig, so rein und silberhell.

„Wie die Engel im Himmel lachen!" murmelte der Tiefstimmige draußen, und ein Zug innigen Behagens huschte über sein gebräuntes Gesicht.

Drinnen verklang das Lachen und der Groll vibrirte wieder in der Glockenstimme, als sie sagte:

„Mich hat auch einer verhext heute! Und zwar muß es ein ganz hinterlistiger, waschechter Teufel gewesen sein; denn es geht heute alles gegen den Strich! Mit meiner Toilette nämlich! Minna liegt seit Mittag im Bett, weil sie zu viel Klöße gegessen hat. . . ."

„Ißt die auch so gern Klöße?"

„Wie wer?"

„Wie ich!"

„Ja, mußt du denn auch immer zu Bett nach solchem Schmaus?"

„Nein, aber gern esse ich sie wirklich!"

„Du hast einen prächtigen Geschmack, Eduard, wir passen zu einander! . . . Aber höre weiter, Fritz, der Esel . . . ."

„Sprichst du von deinem Bruder?"

„Von wem sonst?"

„Hm . . . hm . . ., nun, was hat der denn verbrochen?"

„Er hat gestern vergessen, die Friseuse zu bestellen. Wie er heute hinkommt, hat sie natürlich keine Zeit mehr. Nun wollte Mama mir das Haar machen!"

„Das ist doch kein Unglück, Herz."

„Mama hat's aber nicht machen können, weil sie Tante Anna, die sich doch noch entschlossen hat, zu kommen, von der Bahn holen muß!"

„Und nun?"

„Ja, nun?" äffte sie allerliebst seinen Tonfall nach. „Nun habe ich's mir selbst machen müssen!"

„Schaudervoll, höchst schaudervoll!"

„Ist's auch, und wenn du noch so ironisch wirst. Ich hatte vorhin wirklich Hamletstimmung!" Und mit komischem Pathos deklamirte sie:

„Hin oder nicht hin. Das ist die Frage!"

„Das muß allerdings schlimm gewesen sein," lachte der junge Mann vor der Thür; „denn du warst noch niemals im Zweifel über Balleinladungen. „Hin!" war deine Devise ohne Wanken und Schwanken!"

„Du bist ein Spötter!" schallte es von innen zurück. „Es wäre gescheiter, du ließest deine boshaften Bemerkungen und hilfest mir dafür lieber ein bischen bei den letzten Kleinigkeiten!"

„Ja, darf ich denn herein?"

„Wenn du den Mund hübsch halten willst, ja?" Sie riegelte von innen auf und er trat ein.

„Guten Abend, Eduard!" sagte sie und reichte dem jungen Forstmann herzlich die Hand.

„Guten Tag, Lena! — Wie du köstlich aussiehst!" jubelte er auf.

Sie war in der That eine liebliche Erscheinung. Indeß lag der anmuthende Eindruck ihrer Persönlichkeit weniger in dem schmückenden Zierrath des Ballsittiers als in der graziösen Schlankheit ihrer mädchenhaften Figur, dem holden Liebreiz ihres haufrischen Antlitzes, dem schalkhaften Aufblitz der veilchenblauen Augen. Das reiche kastanienbraune Haar, das vorn in lustigen Löckchen die weiße Stirn umrahmte, hatte sie am Hinterhaupt zu einem geschmackvollen griechischen Knoten verschlungen, welches Arrangement dem bildhübschen Mädchen den Reiz ungesuchter Einfachheit glücklich bewahrte.

„Gefalle ich dir wirklich, Eduard?" sagte sie wieder mit ihrem Kinderlachen.

„Ausnehmend, Schatz. Ich verstehe zwar nichts von der Toilette, aber das behaupte ich dreist: Eine Fee in Gala ist das reine Aschenbrödel gegen dich!"

„Hat auch Mühe genug gekostet! . . Aber ich bin noch nicht ganz fertig! . . Gieb mir einmal die Schleifen dort herüber! . . So! Danke schön! . . Nun noch das Medaillon mit deinem Konterfei! . . Ach ja, ihr Herren habt's gut, wenn's zu Ball geht. Ihr dürftet euch das Haar glatt, steigt in den Frack hinein, zieht ein Paar neue weiße Handschuhe an und die ganze Toilette ist beendet. Du erst gar, als Jäger brauchst du nicht einmal in den rabenflügligen Frack zu klettern. Dagegen wir armen Mädchen! . ."

„Ja, woran liegt denn das? Ihr putzt euch eben nicht unsertwegen, wie Hippel sagt, sondern um andere eures Geschlechts zu verdunkeln, zu überdunkeln! Herren kennen solche Konkurrenz nicht!"

„Kein wahres Wort ist daran. Was versteht Hippel davon? Wer ist überhaupt Hippel? Kommt er heute abend auch zum Ball? Dann mag er sich hüten vor uns!"

„Hippel ist . . ."

„Ach laß ihn sein, was er will . . . Jetzt sitzt auch die letzte Schleife. Da rollt der Wagen vor! schnell gieb mir den Mantel um und komme!"

Er that, was sie ihm sagte. Als er aber das Licht verlöschen wollte, kam sie noch einmal von der Thür zurück.

„So dumm und aus der Stadt!" sagte sie. „Ich habe keine Blume im Haar . . . Die mußt du mir anstecken, Eduard, sonst muß ich erst wieder den Mantel ablegen!"

„Ich? . . . Aber Lena!"

„Ach, sperr' dich doch nicht so lange, alter Waldmensch. Die Sache ist ganz einfach. Hier ist eine Nadel, hier — sie zeigte auf einen Punkt oberhalb des braunglänzenden Haarknotens — befestigst du sie!"

„Schön!" sagte er belustigt. „Aber die Blume?"

„Mein Gott, Eduard, so sieh dich doch einmal um danach!"

„Ich sehe nirgends eine!"

„Auf Mama's Spiegeltischchen drüben müssen welche liegen!"

Die Kammerkätzchendienste behagten ihm wenig; verdrossen schritt er hinüber.

„Ich sehe auch hier keine!" sagte er mit aufsteigendem Mißbehagen in der Stimme. Dann aber kam es fast fröhlich hinterdrein:

„Halt, hier ist eine! Soll ich die nehmen?" Dabei hielt er einen niedlichen Hasenschwanz in die Höhe, den Mama zur Puderquaste hatte avanciren lassen. Lena hatte vor ihrem Spiegel noch schnell eine vortheilhaftere Vertheilung ihrer Stirnlöckchen vorgenommen. Sie sah sich daher nicht um auf die Frage, sondern erkundigte sich nur:

„Was für eine ist's denn?"

„Eine schöne große weiße!" sagte er, das Lachen verbeißend, „weiß nicht gleich, wie sie heißt!"

„Ah, — eine Kamelie wahrscheinlich! Komm nur und steck' sie fest!"

Ob sie sehr böse werden würde über die lustige Verwechslung? „Böse hin, böse her!" dachte er von Laune fortgetrieben und mit einem ganz leisen Anflug von Genugthuung darüber, daß er sich für seine Zofenverwendung revanchiren würde, „Blume ist Blume! Weshalb macht sie einen Waidmann zur Friseuse! Und schlecht könnte ihr doch überhaupt nichts stehen!"

Kurz entschlossen nahm er das allerliebste Hasenschwänzchen und befestigte es mit der ihm dargereichten Nadel an der bestimmten Stelle.

„Steht's gut aus, Eduard?" fragte sie.

„Mir gefällt's!" sagte er lustig. „Und du schmückst dich doch nur für mich?"

„Nur für dich, trotz Hoppel oder Hippel!" Und fort ging's.

(Schluß folgt.)

Bunte Zeitung.

Auch eine Armee-Vorlage. Als der 30jährige Krieg seine gewaltigen Opfer gefordert hatte und die Heere bedeutend zusammengeschmolzen waren, wurde am 14. Februar 1650 zu Nürnberg folgender Kreistagsbeschluß gefaßt: „Demnach auch die unumgängliche deß heyl. Römischen Reichs Nothdurft erfordert, die in diesem 33. Jerig blutigen Krieg ganz abgenommene, durch das Schwerdt, Krankheit und Hunger verzehrte Mannschaft wiederumb zu ersetzen und in das thünfftig eben desselben Feinden, besonders aber dem Erbfeind des christlichen Namen, dem Türckhen, desto stattlicher gewachsen zu sein, auf alle Mitl, Weeg und Weiß zu gedenckhen. Als seinds uf reiffe Deliberation und Berathschlagung folgende 3 Mittel vor die bequemblie und beyträglichste erachtet, und allerseits beliebt worden: 1. Sollen hinfüro innerhalb den nechsten 10 Jahren von Junger mannschaft oder Mannßversohnen,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18930117030/fragment/page=0002